

„Die kleine Fan“.

Roman von B. von der Lancken.

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten)

Bill von Hogemeister kehrte in trostloser Stimmung nach Hause zurück; sein häusliches Leben hatte in seiner Unerrätlichkeit den Höhepunkt erreicht; er fühlte, daß es nicht so weiter gehen durfte, und er war zu dem Entschlusse gekommen, noch einmal einen Ausgleich anzubahnen, ein besseres Einvernehmen zwischen sich und seiner Frau herzustellen zu wollen. Daß Tina diesen Versuch nicht machen würde, hatte er in seiner nun bald vierjährigen Ehe erfahren — gleichviel, so wollte er's. Langsam ging er in seinem Zimmer hin und her und sann darüber nach, wie er sich seine zerstückelte Existenz und die eines anderen Wesens, das so eng mit ihm verbunden, nur einigermaßen wieder zusammensetzen könne, und dabei war er ehrlich und gerecht genug, sich zu sagen, daß er nicht ganz schuldlos sei. Er hatte sich von Tina zurückgezogen, aber freilich, sie hatte es fast unmöglich gemacht, anders zu handeln. Es ist entsetzlich schwer für einen Mann, sich einer Frau nähern zu sollen, an der ihn alles abstößt, ihr Wesen, ihre Sprache, ihr Charakter. — Trotzdem, er wollte es versuchen, sich besser mit ihr zu stellen, schon um des Kindes willen. Wenn Tina ihn jemals nur ein wenig geliebt hätte, würde sich vielleicht noch ein Fünkchen Liebesgefühl bei ihr finden. Vielleicht —

Trostlos war es ja, daß er sie nie geliebt, aber aus dem Grunde heraus war er ja gerade so oft maßlos nachgebend ihr gegenüber gewesen; aus diesem Grunde wollte er auch heute versuchen, ganz besonders mild und gütig mit ihr zu sprechen.

Tina lag, einen Roman in der Hand, auf der Chaiselongue im Salon. Seit jener Szene mit der Fan waren nun drei Wochen vergangen. Sie

hatte Orzewski seitdem zweimal auf der Straße gesprochen, ins Haus war er nicht wieder gekommen, und sie hatte dies Bill gegenüber auch durch Aufgeben der Stunden erklärt. Er war es ja gewöhnt, daß sie, launenhaft wie sie war, nur ihren eigenen Entschlüssen folgte, ohne ihm eine bestimmte Erklärung für ihr Handeln zu geben, außerdem schrieb ihm Orzewski, daß er eine mehrwöchige Reise anzutreten beabsichtige. So hatte sie wenigstens nach dieser Richtung hin ihr Fan

gegebenes Wort gehalten, aber ihr ganzes „Ich“ rebellierte dagegen. Sie liebte Ladislaus Orzewski, soweit ihr Herz der Liebe fähig war, und die erzwungene Trennung hatte alle Regungen ihrer sinnlich leidenschaftlichen Natur zu hellen Flammen entfacht, denen sich zugleich ein bitterer Haß gegen Bill zugesellte. — Das, wenn auch nicht glänzende, doch sorglose Leben, welches sie als seine Frau genoss, war das einzige Band, welches sie noch an ihn fesselte, das sie aber unbedeutlich zerrissen haben würde, hätte sie irgend welche Garantien für ein gleich angenehmes Dasein gehabt. — Zweimal hatte sie Orzewski getroffen, und es war ihm nicht schwer geworden, sie zu überreden, daß sie sich auf der von Tina geplanten Sommerreise auf Helgoland oder in Nordbernh treffen wollten. Schon im vorigen Jahr war Tina mit dem Kinde und der Wärterin ohne Bill gereist, und sie zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr sehr leicht werden würde, auch in diesem Jahre seine Einwilligung dazu zu erhalten. Daß sie überhaupt von seinem Ja oder Nein abhing, empörte sie freilich, doch davon war nun, da sie einmal seine Frau war und von ihm die Mittel zur Reise erhielt, nichts zu ändern.

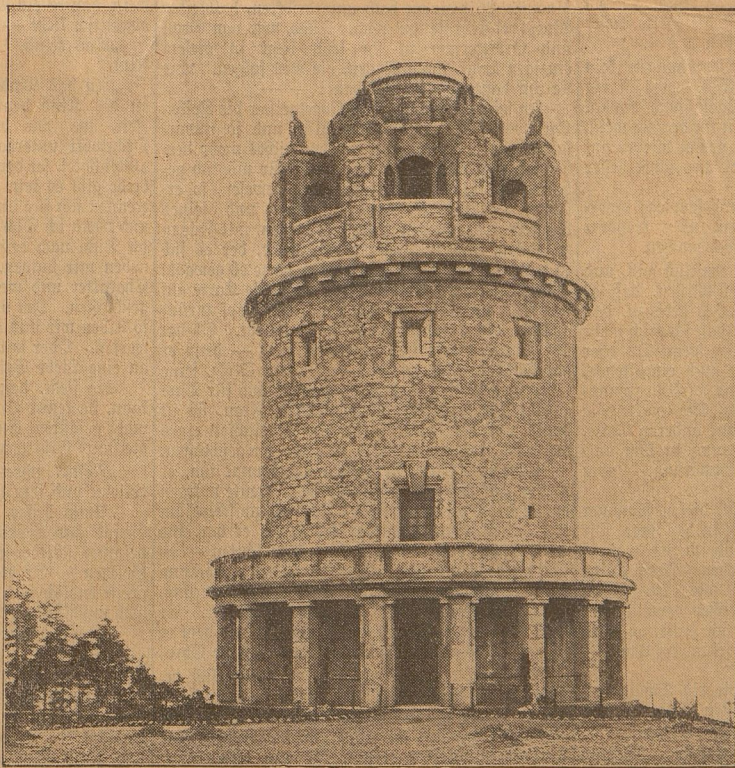
Der Roman interessierte sie momentan nicht weiter, das Buch entglitt ihren Händen und fiel auf den Teppich. In diesem Augenblick trat Bill ein.

„Störe ich Dich, willst Du schlafen?“ fragte er, stehen bleibend.

„Nein, komm nur herein,“ entgegnete sie, ohne ihre bequeme Lage zu ändern.

Durch die Jalousien fiel ein gedämpftes Licht auf ihre Gestalt, ihr feines, stolzes Gesicht, das weiche, glänzende Haar. Sie hatte das Trauerkleid abgelegt und trug ein leichtes Neglige von einem hellen Sommerstoff, dessen weit zurückfallende Aermel ihre plastisch geformten Arme frei ließen. Sie war sehr schön. Bill sah das alles, aber nicht um einen Schlag mächten ihre ver-

Neues Bismarckdenkmal.



Das Bismarckdenkmal in Jena.

In Jena, wo Bismarck seine treuesten Anhänger hatte, ist dem Einziger Deutschlands ein monumentales Denkmal errichtet worden, zu dem die Bürger und Studenten Jenas die Mittel gestiftet haben. Auf dem höchsten Punkt des „Tafelberg“, 329 m über d. M., erhebt sich der wuchtige Turm, der nach einem Entwurf von Prof. Wilhelm Kreis-Dresden aus einheimischem hartem Muschelkalkstein erbaut ist. Der Turm beherrscht weithin das Saaleetal und blickt aus dunklem Waldesgrün hernieder. Die Rundsäule, die 10,90 m Durchmesser hat, wird von einem Feuerboden getrennt, dessen Oberlante sich in Höhe von 20,80 m über dem Erdboden erhebt. Zwischen den Aussichtsbühnen stehen neun Pfeiler, die je von einem 1,50 m großen stehenden Adler getrennt sind. Vom Turm hat man einen prächtigen, unbeschränkten Ueberblick über die Stadt Jena, die das Baumaterial unentgeltlich geliefert hat. Dieses prächtige Denkmal kostet 43 000 M.



föhrenreichen Reize sein Herz schneller klopfen, nicht das leiseste Begehren regte sich in ihm. Und der Gedanke, daß sie ihn umfassen, ihn an sich ziehen könne, war ihm schon peinlich, und es gab ihm eine ruhige Sicherheit, wenn er sich sagte, daß dergleichen Zärtlichkeiten bei ihnen längst ausgeschlossen waren. Er ließ sich neben ihr in einen Sessel nieder und sagte, leicht über ihr Haar streichelnd:

„Ich möchte etwas mit Dir besprechen, Tina.“

„Mit mir? Ist es etwas so wichtiges, daß Du mich deshalb eigens aufsuchst?“

„Ja, allerdings, etwas sehr wichtiges, das allerwichtigste,“ fuhr er fort, nach einem auf einem Tischchen liegenden Falzbein greifend und dasselbe zwischen den Fingern hin und her drehend.

„So — um was handelt es sich?“

„Um uns beide und um unser ferneres Zusammenleben.“

Ein leichtes Erschrecken ging über ihre Züge.

„Ahnt er, weiß er etwas?“ dachte sie.

Ruhig fuhr Bill fort:

„Das Leben, wie wir es jetzt führen, ist ein Elend für Dich und für mich. Wir haben in unserer vierjährigen Ehe Zeit und Gelegenheit genug gehabt, uns mit all unseren Schwächen und guten Seiten kennen zu lernen, vielleicht, daß wir beide nur die Schwächen beachtet und das Gute übersehen haben. Wollen wir es nicht einmal umgekehrt versuchen.“

Er schwieg, und sah sie, eine Antwort erwartend, von der Seite an. Welche Antwort würde sie ihm geben? Hätte er nur eine Ahnung gehabt, wie sehr seine wohlgemeinten Worte gerade in diesem Moment die entgegengesetzte Stimmung in seiner Frau wachriefen, die er beabsichtigte. Sie dachte in diesem Augenblick an Ordeviski, und aller Groll und alle Bitterkeit gegen Bill regten sich um so stärker in ihr, sie fühlte, daß die Kette dieser Ehe sie nur noch enger umschließen würde.

„Wir werden mit diesen Bemühungen kein Glück haben,“ sagte sie endlich kühl. „Es ist ein überflüssiges Beginnen, eine Sache noch einmal von vorne anzufangen, wenn man im voraus weiß, daß man in 3 oder 4 Monaten genau wieder auf dem Ausgangspunkt steht und es um nichts besser sein wird als heute.“

Er biß sich auf die Lippen und schwieg; innerlich mußte er ihr ja recht geben, aber trotzdem wollte er noch einen letzten Versuch machen.

„Man kann viel, wenn man ernstlich will, und ich wenigstens habe den ernststen Willen, daß es besser werden soll,“ sagte er. „Ich gebe zu, daß ich Dich zuweilen vernachlässigte, daß ich mich mehr in mich selbst zurückgezogen habe; wenn Du aber ehrlich sein willst, so mußt Du auch eingestehen, daß Du mir unser Haus zu einem wirklich freundlichen Heim machen müßtest.“ Sie zuckte die Achseln und wendete den Kopf zur anderen Seite. Bill fühlte, wie die alte Abneigung in ihm aufgarte, gemischt mit Born und Empörung — aber noch beherrschte er sich.

„Du hast den Wunsch gehabt, diesen Sommer an die Nordsee zu gehen; ich bin in der Lage, Dir diesen Wunsch zu erfüllen, und werde meinen eigenen Reiseplan deshalb aufgeben. Triff Deine Vorkehrungen, so daß wir am 9. oder 10. August reisen können. So ein paar Wochen gemeinsamer Aufenthalt mit dem Kinde — ich hoffe, es wird Dir so recht sein — ich hatte Vorlum im Auge — wie denkst Du darüber?“

Diese Worte trafen Tina wie ein Schlag und zerschmetterten alle ihre heißesten Wünsche und schönsten Pläne; heftig richtete sie sich auf.

„Eine gemeinsame Reise?“ rief sie. „Warum eine gemeinsame Reise? Es ist ja für Dich ein Nießenopfer, ich weiß es sehr gut; Du hast mir selbst früher einmal gesagt, daß die Sommerreise für Dich nur eine Auffrischung bedeute — ohne mich. Und ich — ich denke ebenso. Warum willst Du mich nicht allein reisen lassen?“

Sie war in eine unabsichtliche Erregung geraten, ihre Wangen waren lebhaft gerötet; sie atmete hastig.

„Warum? Weil ich nicht zu den Männern gehöre, die Jahr für Jahr ihre junge, schöne Frau allein in große, fashionable Bäder reisen lassen.“

Sie lachte spöttlich auf.

„Deine Frau?“ Sie zuckte die Achseln und sah ihn mit einem eigentümlichen Blick an.

„Nebrigens habe ich das Kind bei mir.“

„Ein Kind von drei Jahren,“ antwortete er.

„Also, kurz und gut, Tina, versuchen wir es noch einmal miteinander.“

„Nein,“ ruft sie mit plötzlich ausbrechender Leidenschaft, „nein, ich will nicht, das Ganze ist ja nur eine Farce, ein Spiel, eine Lächerlichkeit!“

Sie ist aufgeprungen und stößt mit einer heftigen Bewegung das Buch, in dem sie gelesen und das ihr aus den Händen gegliiten, beiseite. Bill bückt sich, es aufzuheben. Dabei fällt aus demselben eine Briefkarte, seiner Ohrenbeinkarton, mit steilen, festen Schriftzügen bedekt. Er erkennt Ordeviskis Hand und wirft einen Blick darauf.

„Gib her,“ ruft Tina, auf ihn zukündernd. „Du hast kein Recht, meine Briefe zu lesen!“

Er tritt zurück und verbirgt die Hand mit der Karte in seiner Brust, sein Gesicht ist erdfahl.

„Ich habe ein Recht, Deine Briefe zu lesen,“ sagte er ruhig. „Daß ich bisher aus Courtoisie und im blinden Vertrauen davon Abstand nahm, scheint Dir gegenüber sehr verkehrt gewesen zu sein. Ich werde diese Karte in meinem Zimmer lesen und sie Dir dann zurückgeben.“

„Du es nicht — gib —“

Sie streckt die Hand aus und krallt sich in seinen Rockärmel. Ihre Stimme klingt trocken, ihre Augen glühen. Mit einer einzigen kraftvollen Bewegung löst Bill die Karte von seinem Arm.

„Rühr' mich nicht an,“ sagt er, ihr einen drohenden Blick zuwerfend, und geht an ihr vorüber hinaus.

Mit einem halb unterdrückten, halb leisen Wunschreit sieht er ihm nach. Alles, was von Groll und Erbitterung in ihr lebt, liegt in diesem einzigen Laut, ihren Augen, die Bill folgen. Wie sie ihn haßt, wie sie ihn haßt! —

In seinem Zimmer liest Hogemeister die Zeilen Ordeviskis, die so leidenschaftlich und so unvorsichtig abgefaßt sind, daß sie ihm nichts mehr verbergen, ihm mehr verraten, als er für möglich gehalten. Also dessen war sie fähig gewesen, so erbärmlich konnte sie handeln, seine und seines Namens Ehre in den Staub zu ziehen, mit Füßen zu treten, und er, dieser Erbärmliche, der es sich in seinem Hause wohl sein ließ, er hatte es gewagt!

„Pfui!“ jagt Bill Hogemeister, wirft die Karte auf den Tisch und sinkt auf das Sofa, den Kopf zurückgelehnt, die Hand über die Augen gelegt. Es hat ihn furchtbar getroffen, nicht ins Herz — denn er hat Tina ja nicht geliebt — aber sein Stolz, seine Ehre ist getroffen, das letzte, was er noch für Tina gehabt, die Achtung, als ehrenhafte Frau, sie ist dahin, und damit ist für ihn jede Möglichkeit eines weiteren Zusammenlebens mit ihr ausgeschlossen.

Eine furchtbare Nervosität überkommt ihn, er springt auf und rennt hin und her. Heute morgen hat er selbst gefühlt, daß der Zustand zwischen ihm und seiner Frau unhaltbar geworden, er hat eine Aenderung herbeiführen wollen, zum Guten — es ist ihm nicht gelungen! Nun ist ja die Aenderung da, ist gekommen ohne sein Zutun, eine Aenderung, durch die alles um ihn her zusammenbricht. Er steht vor dem Bankrott seines Lebens, aus dem er nichts, nichts gerettet hat, nicht einmal seine Ehre!

Er fängt an, zu überlegen, er zwingt sich gewaltsam zur Ruhe, und er fragt sich, was noch für ihn zu retten sei aus diesem Zusammenbruch und allmählich wachsen vor ihm alle die Folgen und Wahrscheinlichkeiten empor, die aus dieser Entdeckung notwendig und naturgemäß entspringen müssen. Und dann überkommt ihn plötzlich eine feste Entschlossenheit, ein zielbewußtes Wollen. Es gibt für ihn nur noch ein Wort als Devise:

„Durch!“

Als er zwei Stunden später das Zimmer betritt, findet er sie vor ihrem Schreibtisch; hinter dem Gitter des Kaminofens gewahrt er einen glühenden Ahsenhaufen. Tina ist im Strahlen-

anzug; Hut, Schirm und Handschuhe liegen auf einem Stuhl. Mit einem Blick hat Hogemeister die Situation überschaut, und was er da sieht, ist nicht geeignet, seine Anschauungen über seine Frau zu verbessern.

„O, Du bist — etwas verspätet allerdings — vorsichtig geworden,“ bemerkt er mit einem Blick auf den Kamin.

„Was hast Du mir zu sagen,“ fragt sie, ohne seine Worte zu beachten. Sie sitzt vor ihrem Schreibtisch, ganz in das Zimmer hinein gewendet, den einen Arm auf die Blatte des Tisches gestützt, den Kopf in die Hand gelegt, während der andere Arm über die niedrige Lehne des Sessels herabhängt. Die Sonne lugt jetzt in breiten, leuchtenden Wellen durch die Spalten der Jalousien auf den Teppich; ein starker Duft von Rosen macht die Luft fast betäubend schwer.

„Es ist wenig genug,“ antwortet Hogemeister kalt, sich an den Kamin legend. „Der Inhalt jener Karte gibt mir das Recht, auf gerichtliche Scheidung unserer Ehe zu klagen, ich werde von diesem Rechte Gebrauch machen.“

„Und Du wirst auf den Inhalt jener Karte Deine Anklage aufbauen?“ Sie erblaßt bis in die Lippen hinein.

„Darüber werde ich mit meinem Rechtsanwalt sprechen. Wenn es einen anderen Grund gibt, uns unsere beiderseitige Freiheit zu erringen, werde ich in Deinem Interesse darauf verzichten. Deshalb bist Du nicht offen gegen mich gewesen?“ fragt er, vor sie hinstehend. „Du wußtest doch, daß ich Dir diese Freiheit nicht vorenthalten hätte! Warum mußtest Du so feige, so erbärmlich handeln? Warum? Warum?“ wiederholt er, sie fest ansehend. Aber auch in diesem Augenblick verläßt sie ihre selbstfüchtige Berechnung nicht, sie weiß, daß es ein Wesen gibt, das Bill Hogemeister abgöttisch liebt — seine Tochter!

„Das Kind,“ flüstert sie, „ich dachte an das Kind.“

„An das Kind? Lüge! Dann hättest Du auch an das Kind denken sollen, während der ganzen Zeit, wo Du diesen sträflichen Verkehr mit Ordeviski unterhalten hast,“ entgegnete er rauh. „Gleichviel, sei dem nun, wie ihm wolle. Für uns beide gibt es kein Miteinander mehr, unsere Wege trennen sich für immer. Du liebst mich eben nicht, und wenn ich Dich bis zum Wahnsinn liebte, würde ich Dich, nach dem, was hier vorliegt, nicht mehr neben mir dulden,“ ruft er heftig. „Bei meinem Charakter und meinen Anschauungen ist das ausgeschlossen. Im übrigen, was die Liebe anbelangt, so haben wir uns da wohl gegenseitig nichts vorzuwerfen. Oder willst Du etwa noch versuchen, mich an eine Liebe Deinerseits glauben zu machen?“

Sie sieht, daß sie nichts mehr für sich retten kann, sie kennt Bill in der Unbeugbarkeit bei einmal gefaßten Entschlüssen, und ihre lang bemerzte Erbitterung läßt sich nicht mehr dämpfen.

„Nein,“ schreit sie, „nein, ich habe Dich nie geliebt, und jetzt hasse ich Dich, ich hasse Dich!“

„Umso besser, dann haben wir ja gleich einen Grund zur Scheidung; gegenseitige heftige Abneigung scheidet ja noch nach unseren bisherigen Gesetzen.“ Er bleibt eine Weile ganz still, Tina greift endlich nach Hut und Handschuhen und steht noch unschlüssig, ob sie sich zum Ausgehen rüsten soll.

„Wohin willst Du?“ fragt Hogemeister streng.

„Ich weiß es gar nicht, ich will nur fort in die Luft, ich erstickte hier,“ entgegnet sie tonlos.

„Dann wollen wir gleich noch etwas in Ordnung bringen,“ sagt er. „Du bleibst selbstverständlich zunächst hier in der Wohnung. Ich werde gehen, und zwar höchstwahrscheinlich heute noch. Mein erster Gang gilt Rechtsanwalt Born — Du wirst alles übrige heute abend erfahren.“

„Durch Dich.“

„Ja, dies wohl noch durch mich.“

Sie neigt zustimmend den Kopf.

„Und das Kind?“ fragt sie noch einmal zögernd.

„Es bleibt zunächst natürlich auch hier.“

„Zunächst? Und dann? Und später?“

h:  
ten.  
00.  
50.  
all,  
it  
St.  
9m.  
te-  
id-  
unt  
mb







das hatte Leonie schon lange festgestellt, und sie qualte sich mit den düstersten Vorstellungen; was aus ihm geworden sein könne.

Hatte er auch ein Leben von sich geworfen, das ihm werlos erdient, nachdem er eine solche Einbuße an seiner Ehre erlitten? War er geflohen oder verbarg er sich vor ihr, derer er jetzt nicht mehr würdig zu sein glaubte und der er zu zürnen Grund hatte?

Alice sprang auf, fiel ihr um den Hals und rief mit liebevollem Vorwurf: „O Leonie, das sagst Du erst jetzt! Wie viel, wie unaussprechlich viel, habe ich Dir zu danken!“

„Mir nicht allein!“ entgegnete Leonie und ein Schatten der ihr eigenen Schalkheit kam trotz allem nun doch zum Vorschein; „wäre nicht ein anderer gewesen, der ein wenig Vorsehung für Dich gespielt, ich glaube kaum, daß ich mich heute Morgen unter dem Tuche der Förstersteute eingefunden hätte.“

„Und wer war das?“ fragte Alice, in deren Gesicht eine hohe Röthe stieg. Unwillkürlich preßte sie die Hand auf die Stelle ihrer Brust, wo sie unter dem Kleide verborgen die Orchidee aus dem Körbchen des unbekanntem Gebers trug.

Leonie lächelte, beugte sich zu ihr herab und flüsterie ihr einen Namen ins Ohr. Ehe Alice etwas darauf erwidern konnte, trat der Diener ein mit einem so verlegenen und betroffenen Gesicht, daß die von den heutigen Ereignissen erregte Frau Doktor Ghrenttraut erschocken rief:

„Am Christi willen, was ist wieder geschehen, Friedrich?“

„Geschehen ist gerade nichts, Frau Doktor,“ erwiderte der Diener mit einem etwas blöden Lächeln, „es ist nur: die Frau Majorin von Erbach und der junge Herr von Erbach sind da und fragen, ob das gnädige Fräulein sie wohl empfangen würde.“

Mit einem Ausruf, in dem sich Staunen, Ehrfurcht und Freude mischte, fuhr Alice von ihrem Sitz an Tisch empor, ihre Kniee wankten aber so, daß sie sich niederlassen mußte. Frau Doktor Ghrenttraut trat zu ihr, legte den Arm um ihren Nacken und jagte dann:

„Du hast heute schon so viel durchgemacht, liebe Alice, soll ich nicht die Herrschaften begrüßen und sie bitten, ihren Besuch an einem andern Tage zu wiederholen?“

„Nein, nein!“ mischte sich Leonie ein, die ebenfalls von ihrem Sitze aufgesprungen war. „Sie dürfen nicht forgeschickt werden. Du weißt nicht, Tante Ghrenttraut, — ich bitte Dich, Alice —“

„Führen Sie die Herrschaften in den grünen Salon,“ unterbrach Alice, sich zu dem harrend an der Türe stehenden Diener wendend, „und bitten Sie, daß sie dort ein paar Minuten warten.“ Als sie sich mit ihren beiden Gefährtinnen wieder allein sah, bat sie: „Du begleitest mich, Tante Ghrenttraut.“

Die Frau Doktor machte eine verneinende Bewegung. „Es ist besser, Du gehst allein. Was die Frau Majorin Dir zu sagen hat, dürftest kaum einen Zeugen vertragen.“

Mit einem stummen Kopfnicken verließ Alice das Speisezimmer. Wieder suchte ihre Hand die Stelle, wo die Orchidee ruhte. Hinter ihr schlüpfte auch Leonie hinaus, um ihre Forschungen nach Edgar Hartung von neuem aufzunehmen.

Die Majorin von Erbach war nicht oft in Wießenberg gewesen, da Wilhelm von Rohr sich immer auf Reisen befunden hatte und Wolf meistens ihr Gast auf Feldberg gewesen war, dennoch führten beim Anblick der unverändert gebliebenen Einrichtung die Erinnerungen mächtig auf sie ein. Sie hatte sich auf einen am Fenster stehenden Lehnsstuhl gesetzt, und ließ die Augen durch das Zimmer schweifen, während Hellmuth vor einer sehr guten Kopie der Sirtinischen Madonna stand und ganz in deren Anstalten verloren schien; in Wahrheit lauschte er mit angehaltenem Atem auf das Geräusch nahender Fußritte.

Seine Geduld wurde auf keine allzu harte Probe gestellt. Alice hat es nicht für erforderlich gehalten, an ihrem Anzuge Veränderungen vorzunehmen. Sie trug ein mit Spigen garniertes Kleid aus leichtem durchbrochenen Seidenstoff, hatte das dunkle Haar hoch aufgesteckt und sah in dem einfachen Anzuge sehr vornehm aus.

Bei ihrem Eintritt drehte Hellmuth sich schnell um und machte ihr eine tiefe Verbeugung; die Majorin erhob sich und unwillkürlich entschlüpfte ihr der Ausruf: „Cristal“, woran sie die Erklärung knüpfte:

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, die Nehsüchtheit mit Ihrer verstorbenen Mutter hat mich überrascht.“

„Sie haben sie gefannt, als sie jung und gesund war, meine gnädigste Frau, später hat sie sich furchtbar geändert,“ sagte Alice mit einem traurigen Lächeln, das doch etwas ungemein Anziehendes hatte, indem sie die Hand, die ihr die Majorin entgegenstreckte, nahm und sie ganz leicht an ihre Lippen führte.

„Eine schöne Zeit meines Lebens bildete die innige Freundschaft, welche wir gegenseitig pfliegten,“ bemerkte die Majorin. „Glück und Zufriedenheit waren auf Wießenberg stets zu Gast. Um so schmerzlicher berührte es uns, als auch wir den Intriguen Ihres Vorkalters zum Opfer fielen,“ wobei ein schmerzliches Gefühl ihre Gesichtszüge merklich veränderte. „Oft werden Sie, mein Fräulein, wohl von Ihrer lieben Mutter die Gründe unserer beiderseitigen Entfremdung erfahren haben. Sie ärgerte sich wohl viel darüber?“

„Sehr selten,“ entgegnete Alice ehrlich, fügte aber erklärend hinzu: „Sie sprach überhaupt nicht von der Vergangenheit und vermied ängstlich alles, was sich auf Wießenberg bezog. Nur in den letzten Tagen ihres Lebens hat sie das Schweigen gebrochen. Sie glaubte, mir ein furchtbares Geheimnis anvertrauen, mir ein Vermächtnis hinterlassen zu müssen.“

„Ich kenne die schwere Last, die Ihre arme Mutter getragen und die sie frühzeitig in den Tod getrieben hat,“ entgegnete die Majorin, die sich wieder erhob und Alice bei der Hand ergriff. „Ich weiß, daß auch Sie schwer darunter gelitten haben und bin mit meinem Sohn gekommen, Sie zu der Lösung des Rätsels zu beglückwünschen.“

Bei diesen Worten trat Hellmuth, der sich bis dahin etwas abseits gehalten hatte, schnell neben Frau von Erbach und rief lebhaft: „Das nicht allein, Mutter, wir wollten Fräulein von Rohr um Verzeihung bitten wegen des falschen Verdachtes, in dem wir jahrelang ihren Vater gehabt haben.“

„Und den Du doch nicht geteilt hast!“ fügte Frau von Erbach hinzu, und Alice rief, sich zu Hellmuth wendend:

„Seien Sie dafür tausendmal bedankt und segnet.“

Er betrachtete die herrliche Gestalt, das reine Profil und die glänzenden dunklen Augen des jungen Mädchens mit leuchtenden Blicken, seine Mutter aber jagte mit edler Selbstüberwindung:

„Verzeihen Sie mir. Ich hätte nicht so hartnäckig an einem Märchen festhalten sollen, das jener Glende erfunden hat, um sich hier die Herrschaft anzumaken.“

„Bin ich nicht noch viel strafbarer?“ erwiderte Alice mit großer Lebhaftigkeit. „Durfte ich, das Kind, an die Schuld des Vaters glauben, selbst wenn sie ihr von der eigenen geliebten Mutter anvertraut worden war. Wenn ich nicht mit einer solchen Voreingenommenheit hergekommen wäre, würden die Erzählungen jenes Mannes nicht einen so starken Eindruck auf mich gemacht haben. Rufe ich mir jetzt alles, was er mir gesagt, ins Gedächtnis zurück, so liegen darin doch Widersprüche, die einem Unbefangenen nicht entgangen sein würden.“

„Seine Rolle ist ausgespielt, er hat lange genug zu täuschen und zu blenden verstanden,“ sagte die Majorin und Alice entgegnete:

„Doch nicht alle. Herr von Erbach hat an meines armen Vaters Schuldlosigkeit geglaubt und diesem Glauben habe ich es zum großen Teil zu verdanken, daß die Wahrheit ans Licht gekommen ist.“ Mit einem Blick, in dem sich die rührendste Dankbarkeit ausdrückte, streckte sie ihm die Hand hin, die er voll Ehrfurcht an seine Lippen drückte; voll Bescheidenheit jagte er aber:

„Sie überschätzen meine Verdienste, mein gnädiges Fräulein. Ihre Cousine, Fräulein Leonie Helbing hat mehr getan.“

„Ich unterschätze das gewiß nicht, aber ohne Ihre Anregung —“

„Was heißt das?“ unterbrach die Majorin, die hoch aufgehört hatte, und jetzt nicht mehr an sich zu halten vermochte. „Wovon ist eigentlich die Rede?“

„O, Sie wissen nicht, gnädigste Frau, was Ihr Herr Sohn für mich getan hat!“ rief Alice erkrankt und in freudigster Weise überrascht. Es tat ihr so wohl, daß Hellmuth so ganz im Stillen für sie gewirkt hatte.

Sie ließ sich neben der Majorin nieder, Hellmuth blieb, die Hand leicht auf die Lehne ihres Stuhles stützend, das Gesicht der Mutter zugewandt, stehen, und beide berichteten der Majorin, wie Hellmuth aufmerksam geworden, wie er mit Leonie Helbing eine Art Schutz- und Trutzbündnis geschlossen, und wie es dieser durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände gelungen, in überraschend schneller Weise das Rätsel zu zerstören und die Wahrheit an den Tag zu bringen.

Frau von Erbach hörte zu, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, die Hände in den Schoß gefaltet, und je mehr sie hörte, desto gerührter, aber gleichzeitig heiterer wurde der Ausdruck ihres schönen, vornehmen Gesichts, endlich jagte sie, den Finger scherzhaft drohend erhebend: „Et ei, da finde ich mich ja einem vollkommenen Kompott gegenüber! Seit wann hat mein Herr Sohn Heimlichkeiten vor seiner Mutter?“

Hellmuth kämpfte mit seiner Verlegenheit; „seit wann —“ stammelte er, und mit einem scherzhaften Entschluß fiel die Majorin ein:

„Seit Du erkannt hast, daß Deine Mutter in Vorurteilen befangen und jeder besseren Einsicht unzugänglich war. Fräulein von Rohr,“ wandte sie sich an diese, „ich bin zu Ihnen gekommen, um meine gegen Sie und Ihren Vater begangene, schwere Schuld ehrlich einzugestehen und Sie um Vergebung zu bitten. Können Sie mir die gewähren?“

„O, gnädige Frau, das ist zu viel, zu viel!“ stammelte Alice, deren dunkles Auge sich mit Tränen füllte.

„Können Sie es über sich gewinnen, mir den Platz einzuräumen, der mir schon lange gebührt hätte, wenn ich nicht in trügerischer Verbundenheit selbst darauf verzichtet hätte. Den Platz der ältesten Freundin Ihrer Eltern!“

Sie breitete die Arme aus und Alice sank schluchzend hinein. Ein unbeschreibliches Wonnegefühl durchströmte sie am Herzen dieser Frau; jetzt erst empfand sie die ganze Seligkeit, daß der Fluch von ihr genommen war, daß sie frei aufatmen durfte und aus den Armen der Majorin sich aufrichtend, wandte sie sich an Hellmuth mit dem Ausruf: „Auch dies ist Ihr Werk! Wie soll ich Ihnen danken?“

Er schaute sie an mit einem Blick, vor dem sie erröthete die Augen niederzuschlug und leise beglückt lächelte Frau von Erbach von einem zum andern. „Lassen Sie mich Ihr Freund, Ihr Berater sein!“ bat Hellmuth und sie erwiderte:

„Sie verpflichten mich immer mehr! Ich fürchte, meine Angelegenheiten werden sich in einer bösen Verwirrung befinden, es wird einer sorgsamten und geschickten Hand und großer Geduld bedürfen, um Ordnung hineinzubringen.“

„Von morgen an stelle ich mich in Ihre Dienste,“ versprach Hellmuth fröhlich. „Es wird sich gut unter Ihrer Leitung arbeiten. Sie bleiben doch nun in Wießenberg?“ Er schaute ihr angst-



auf seinen Befehl gehandelt hätte," warf die Majorin ein.

„Am liebsten würde er das wohl getan haben," erwiderte Hellmuth mit schwachem Lächeln, „da das indes nicht anging, bediente er sich eines anderen Kunstgriffes, von dem ich Dir sogleich berichten werde; vorher war es ihm darum zu tun, alles von ihm zu entfernen, worauf er sich möglicherweise hätte stützen können. Er kannte Wolf als schwachen Charakter und wußte, wenn er ihn allein hatte, würde er ihn unterjochen.“

„Darum!" rief die Majorin voll Entsetzen und schlug in die Hände.

„Darum," wiederholte Hellmuth nachdrücklich, „darum mußte zuerst die Frau durch die Erzählung von der begangenen Untat in die Flucht getrieben werden. Gott verzeihe es ihr, daß sie sich dazu bewegen ließ und nicht eine offene Aussprache mit ihrem Manne suchte.“

„Gott verzeihe auch uns, daß wir sie nicht dazu drängten!" seufzte die Majorin und schlug die Hände vors Gesicht, „aber ihre Angst, ihr Entsetzen waren zu groß, wir konnten sie nicht dazu bewegen. Dein Vater fuhr statt ihrer nach Wiesenberg, um mit Rohr zu reden, und gewann dort die Ueberzeugung von seiner Schuld.“

„Und er meinte, daß diese in dem an Wilhelm von Rohr verübten Mord bestände?"

„Was hätte es anders sein können?"

„Eine Schuld, die Wolf von Rohr allerdings begangen und wiederum doch nicht begangen hat, da der Anlaß dazu gar nicht vorhanden war.“

„Das ist ein vollkommener Widerspruch, mein Sohn.“

„Und dennoch verhält es sich so. Hartung hat dem armen Wolf von Rohr vorgeredet, dessen Bruder habe ein Testament gemacht, durch das er sein ganzes Ver Vermögen milden Stiftungen vermacht hätte. Er habe das Schriftstück in Verwahrung, wolle aber zu Wolfs Gunsten dessen Veröffentlichung unterlassen.“

„Und das hat Wolf geglaubt! Darauf hat er sich eingelassen?" rief die Majorin kopfschüttelnd.

„Leider ja," entgegnete Hellmuth mit einem halbunterdrückten Seufzer. „Auch mir ist es unbegreiflich, wie sich ein Mann, wie Herr Wolf von Rohr in einer so plumpen Schlinge fangen lassen konnte!"

Frau von Erbach sah ein paar Minuten nachdenklich vor sich nieder; aufblickend sagte sie mit einem leisen Lächeln: „Wenn ich es mir recht überlege, so sieht diese ganze Geschichte Wolf von Rohr aufs Haar ähnlich. Er befand sich beständig in Geldverlegenheit, hätte so gern gelebt wie ein Grandseigneur und seiner geliebten Erika am liebsten die Sterne vom Himmel geholt. Der Besitz von Wiesenberg ermöglichte ihm das auch nicht, obwohl die Einkünfte nicht zu verachten sind. Er hatte wahrscheinlich gehofft, das große Ver Vermögen in die Hände zu bekommen, und sah sich nun darin betrogen. Da ist er der Versuchung unterlegen.“

„Aber wie konnte er dem Oberverwalter glauben? Er mußte doch wissen, daß ein Testament bei Gericht hinterlegt sein muß, wenn es Gültigkeit haben soll.“

Jetzt lachte die Majorin laut, beinahe lustig auf und erwiderte: „Du hast Wolf von Rohr nicht gekannt, sonst würdest Du eine solche Voraussetzung nicht machen. Als ob der sich je um etwas gekümmert hätte, was nicht mit dem Dienst und dem geselligen Leben in Verbindung gestanden! Er war so recht der Mann dazu, unter die Botmäßigkeit eines Gauners wie Hartung zu geraten. Ich hoffe, der Mensch wird nun endlich seinen Lohn erhalten.“

„Er hat ihn schon," sagte Hellmuth gepreßt. „Als er seine Hände aufgedeckt, seine Rolle ausgespielt sah, traf ihn der Schlag. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: Verpiß! Verpiß!"

Entsetzen schüttelte die Majorin, sie blieb ein paar Minuten ganz stumm, dann sagte sie, sich wieder trauer aufrichtend: „Er ist noch viel zu gimpflich davon gekommen. Und doch, wer sich

ohne Schuld fühlte, der hebe den ersten Stein auf!" fügte sie mit einem schweren Seufzer hinzu. „Wäre Wolf nicht allein in den Händen jenes Mannes geblieben, so würde alles, alles anders gekommen sein!"

„Sag mein Vater Dir je erzählt, daß Herr von Rohr ihm bekannt habe, der Mörder seines Bruders zu sein?" fragte Hellmuth, und nach kurzem Nachsinnen erwiderte seine Mutter:

„Nein. Dein Vater war viel zu zartfühlend, um dem Freunde Derartiges mit klaren Worten zu sagen, er hat nur von der Schuld gesprochen, die Erika aus des Gatten Haus getrieben.“

„Und er hat darunter die vermeintliche Unterschlagung des Testaments verstanden," fiel Hellmuth ein.

„Das, das ist es gewesen," gab die Majorin zu. „Ein Wort gab das andere, wie der Austritt sich vollzogen hat, kann ich ja nicht wissen! Sie würden sich doch wiedergefunden haben, alles würde sich aufgeklärt und zum Guten gewendet haben, wäre der Prozeß nicht gekommen, der Deinen Vater so tief gekränkt und in seiner Ehre verletzt hat! Auch das hat Hartung angezettelt, um ihn und Wolf für immer auseinander zu halten. Er wußte recht gut, wie beide unter der Enttöndung litten, und daß ein Wiederfinden das Ende seiner Herrschaft bedeutet haben würde.“

„Und jetzt, Mutter, jetzt?" rief Hellmuth aufspringend und ergriß die beiden Hände der Majorin. „Wollen wir nicht jetzt die Streitart begraben? Lange genug hat das traurige Erbe, das mein Vater und Herr von Rohr uns hinterlassen, seine Schatten auf unser Leben, auf das Alice von Rohrs geworfen, soll es jener Mann, der es verschuldet, nicht mit ins Grab genommen haben?"

Frau Erbach machte sich von ihm los und stand auf.

„Wir wollen mehr tun," sagte sie, während sie die Hand nach der Glocke ausstreckte.

„Mutter, was hast Du vor?" fragte Hellmuth, sie verwundert anschauend.

„Bestelle den Kutscher, daß er anspannt, ich fahre mich inzwischen zum Ausfahren an.“

„Mutter, verstehe ich Dich recht!" rief der Sohn, und es ging ein heller Sonnenglanz über seine Züge. „Du wolltest —“

„Ich will nach Wiesenberg fahren, Alice von Rohr um Verzeihung bitten für langjähriges Unrecht, das ihrem Vater und ihr von der Erbachs angetan ist, und wenn sie es mir gestattet, Wolfs und Eritas Tochter mütterlich an mein Herz schließen.“

Hellmuth von Erbach vermochte nicht mehr an sich zu halten. Er sank vor der Majorin aufs Knie, drückte ihre Hände an seine Lippen und stammelte, während in seinen Augen Tränen aufstiegen: „O, Mutter, Mutter, Du ahnst nicht, wie glücklich Du mich machst.“

Sie beugte sich tief zu ihm nieder, legte ihre Hand auf seinen Kopf und entgegnete mit vor Rührung bebender Stimme: „Meinst Du das im Ernst? Eine Mutter weiß recht gut Bescheid im Herzen ihres Sohnes, wenn er sich vor ihr auch noch so sehr zu verstellen glaubt. Ich habe sehr genau beobachtet, was in Dir vorgegangen ist, und schwer darunter gelitten. Jetzt aber sind die Wolken hinweggezogen, es ist Licht um uns geworden. Begleite mich nach Wiesenberg, mein Sohn, zu neuen Ufern winkt ein neuer Tag! Ihre Gestalt schien zu wachsen, ihr Gesicht trug einen begeisterten Ausdruck.“

„Du willst Wolf von Rohr die Schuld, die er wirklich auf sich genommen, nicht mehr anrechnen?" fragte Hellmuth, sich von seinen Knien erhebend.

„Er hat schwer darunter gelitten, und wir haben viel gegen ihn geübt," sagte die Majorin, „dennoch weiß ich nicht, was ich täte, wenn er zur Stelle wäre. Seine Tochter soll nicht darunter leiden. Hurig, Hellmuth, daß der Kutscher anspannt.“

Er hatte doch noch einen Einwand. „Ist es nicht heute zu spät? Wollen wir die Fahrt nicht auf morgen verschieben? Soll ich nicht erst hinüberreiten und Dich anmelden?" fragte er zögernd.

Frau von Erbach schüttelte den Kopf und erklärte mit Entschiedenheit: „Es heißt, laßt die Sonne nicht über Euren Horn untergehen! Niemals ist das leuchtende Gestirn ins Klutenbett gestiegen, seit Dein Vater in Groll und Horn von seinem Freunde geschieden ist, es soll nicht noch eine Nacht vergehen, ohne daß ich meinen Frieden mit Wolfs Tochter gemacht habe. Mich dünkt, sie ist einjam und bedarf der Freunde, wir wollen uns beileben, sie ihr zu bringen.“

Mit einem ahermaligen Handfuß verabschiedete Hellmuth sich von der Mutter und verließ schnellen Schrittes das Zimmer.

Keine halbe Stunde war vergangen, da fuhren Mutter und Sohn im leichten, offenen Wagen den sich um Schloß Felsberg wendenden Weg hinter und am Ufer der Saale entlang, bis der Wald sie aufnahm und sie an die Grenze von Wiesenberg geleitete.

Beide waren schweigsam. Hellmuth umgaukelte frohe und verheißungsvolle Bilder der Zukunft, die Blide der Majorin richteten sich in die Vergangenheit. Wie oft sie mit Wolf von Rohr, mit ihrem Gatten und Erika diesen Weg gefahren! Alle drei deckte das Grab, und auch der, der alles Unheil verschuldet, lag auf der Bahre. Von dem alten Geschlecht war allein sie noch übrig, um gut zu machen und zu versöhnen; aber es blühte ein neues Leben aus den Ruinen. Aus der Vergangenheit war auch sie zur Zukunft gelangt, und warm und innig drückte sie die Hand des Sohnes.

17. Kapitel.

Alice von Rohr war frisch angekleidet aus ihrem Schlafzimmer hervorgekommen und nahm mit Frau Doktor Chrentraut und Leonie im Speisezimmer eine verspätete Mahlzeit ein. Aber trotz der vielen Stunden, die seit dem ersten Frühstück dahingegangen waren, und trotzdem Frau Chiffen eine ganz besondere Sorgfalt auf die Zubereitung der Speisen verwendet hatte, legten die drei Damen nur eine geringe Glüh an den Tag.

Die Erschütterungen des Tages wirkten in Alice noch allzu mächtig nach. Sie glied einem Gefangenen, der Ketten getragen und der, nachdem man sie ihm abgenommen, die Stellen, wo sie gefesselt, noch immer wund und schmerzend empfindet. Sie konnte sich in die ihr zuteil gewordene Lösung noch gar nicht finden, konnte nicht freudig aufatmen. Immer noch sah sie das gräßlich verzerrte Gesicht des Oberverwalters vor sich, der schon vor Stunden aus dem Schlosse nach seiner Behauptung geschafft worden war.

Frau Doktor Chrentraut beobachtete still ihren Zögling und hielt es für das Beste, sich schweigsam zu verhalten und Alice mit sich selbst zurecht kommen zu lassen; mehr Besorgnisse als diese flößte ihr Leonie ein, mit der eine große Veränderung vorgegangen war. Sie war sehr bleich und unterdrückte nur mit Mühe die immer wieder in ihren Augen aufsteigenden Tränen, schaute still und in sich gefehrt vor sich nieder und verfiel urplötzlich in eine Unruhe, die sie aus einem Zimmer in das andere und durch das Schloß und dessen Umgebung trieb. Während der Stunden, die Alice in ihrem Schlafzimmer zugebracht, war es bei ihr ein beständiges Kommen und Gehen gewesen, und auch jetzt sah sie am Tische, hatte zum Schein ein paar Bissen auf den Teller genommen, ohne davon etwas zum Munde zu führen, und fuhr bei jedem Geräusch nervös zusammen.

Seit sich die Kunde von dem plötzlichen Ende des Oberverwalters durch das Schloß verbreitet, hatte Leonie sich vergeblich bemüht, Edgar zu sehen und zu sprechen. Durch den Befehl des Amtsrichters an die Leiche seines Vaters gerufen, war er allerdings erschienen, hatte sich aber nur einige Minuten aufgehalten und war dann verschwunden. Auf Wiesenberg befand er sich nicht,













